

BUCHBESPRECHUNGEN

Karl Rahner, *Spiritual Writings*. Hrsg. und eingeleitet von Philip ENDEAN (Modern Spiritual Masters). Maryknoll/NY: Orbis Books 2004. 206 S., ISBN 1-57075-553-1, kart., € 16,00.

Um Karl Rahner anlässlich seines achtzigsten Geburtstages zu ehren, fand im Jahr 1984 eine Feier in London statt. Geladen hatte das von Jesuiten geführte Heythrop College, gekommen waren nicht wenige Honoratioren. Plötzlich, noch während ein hochgelehrter Oxforder Theologe ihm zu Ehren einen Vortrag hielt, holte der deutsche Jesuit einen Rosenkranz aus seiner Hosentasche und fing zu beten an – auf dem Podium, für alle sichtbar. An dieser Begebenheit wird deutlich, dass Rahner ein konzentriert arbeitender Theologe mit einer ungeheuren Breitenwirkung und zugleich ein schlichter Gläubiger und frommer Ordensmann war. Beides, also theologische Kraft und geistliche Tiefe, spiegelt sich in seinen geistlichen Schriften, die im deutschen Sprachraum in den letzten Jahren verstärkt Beachtung gefunden haben. Das Anliegen vorliegender Publikation ist es, auch englischsprachigen Lesern Rahner als spirituellen Theologen näherzubringen. Herausgeber ist der in Oxford lehrende Jesuit E., der sich schon seit langem um die Erforschung und Rezeption von Rahners Werk bemüht. Die von E. aus englischsprachigen Ausgaben klug zusammengestellten Texte werden in Fußnoten inhaltlich und philologisch erläutert (31–204) – auf die Chancen und Grenzen englischer Übersetzungen hatte der britische Jesuit hingewiesen im Rahner-Spezial der „Stimmen der Zeit“ (129 [2004], 60f. 72). Noch mehr als die Texte dürfte die Einleitung für deutsche Leser von besonderem Interesse sein: Nach einer prägnanten Kurzbioografie (9–12) erläutert E. sechs Grundthemen der Theologie Rahners (13–28): Erfahrung und Gnade; Theologie und Mystik; die Frage einer pastoralen Theologie; die Suche nach einer Neufundierung des christlichen Glaubens; Erfahrung und Kirche sowie die Offenheit für den je größeren Gott. Auf die-

sen wenigen Seiten bietet E. eine dichte, theologisch verantwortete und doch allgemeinverständliche Hinführung zu Karl Rahner, die überdies sprachlich angenehm und im Urteil ausgewogen ist. Abschließend weist E. auf die Herausforderung hin, die Rahners Theologie auch für die heutige Kirche bedeutet, ohne wie gelegentlich deutsche Autoren gleich in bittere Polemik zu verfallen (28–30). Kurzum: Diese Einleitung hinterlässt beim Leser einen sehr guten Eindruck, sie ist ein Beispiel hervorragender theologischer Literatur. Es wird deutlich, dass Karl Rahner, der wenige Wochen nach dem eingangs erwähnten Festakt verstarb, ein Wegbegleiter im geistlichen Leben sein kann – gerade für Gläubige des 21. Jahrhunderts.

Benjamin Dahlke

Hildegund KEUL, *Wo die Sprache zerbricht. Die schöpferische Macht der Gottesrede*. Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag 2004. 140 S., ISBN 3-7867-2523-3, kart., € 14,80.

„Sprachlos zu werden, ist eine überraschende und manchmal unangenehme Erfahrung. Aber jede und jeder macht sie an den Grenzen des Lebens: in Konfrontation mit Krankheit und Tod, in seelischer Not und körperlichem Gebrechen, aber auch im Fall des Verliebtseins und des überschwänglichen Glücks. Die christliche Rede von Gott setzt bei solchen Erfahrungen der Sprachlosigkeit an. (...) Wo die Sprache versagt, braucht es Metaphern, die die vorhandene Sprache überschreiten und das zum Ausdruck bringen, was unsagbar ist. Aus diesem Grund ist christliche Gottesrede metaphorisch.“ (9) Diese Sätze der Einleitung lassen den Horizont erahnen, den dieses Buch eröffnen will. Sicher ist es eine unbestreitbare Tatsache, dass uns heute eine Sprache fehlt, die uns so von Gott sprechen lässt, dass die christliche Rede von Gott in unserer Gesellschaft wieder Gehör finden würde. Doch diese Not muss nicht als bedauernswerter Zustand an-

gesehen werden – im Gegenteil. Es ist das zentrale Anliegen der Autorin, sich dieser Sprachnot zu stellen und auf das schöpferische Entstehen einer neuen metaphorischen Gottesrede für unsere Zeit zu setzen.

Im ersten Teil werden die LeserInnen auf lebendige und anschauliche Weise sensibilisiert für Wesen und Eigenart metaphorischer Rede ganz allgemein, – und es ist erstaunlich, wie sehr unsere alltägliche Sprache davon geprägt ist, ohne dass wir uns dessen in der Regel bewusst wären. Aber auch die Naturwissenschaften, die Sprache der Poesie (beispielhaft in der Zeit nach Auschwitz) und die Sprache der Liebe kommen ohne metaphorische Sprechweise nicht aus. So ist der Boden für ein tiefergehendes Verständnis dessen bereitet, was metaphorische Gottesrede meint und wie sie wirken kann: „Wo immer Sprache an ihre Grenzen stößt, wo sie mit Dingen konfrontiert wird, die sie nicht benennen kann, überschreitet sie sich selbst mit Hilfe neuer Metaphern. Das Unsagbare setzt einen Prozess in Gang, dessen Ziel die Metapher ist, in der das Unsagbare ins Wort kommt.“ (25)

Im zweiten Teil beleuchtet K. markante Stationen christlicher Gottesrede. Im exemplarischen Durchgang durch das Erste Testament (Hagar, Mose), die Evangelien (Vater unser; Markus: die Frauen am Grab/Auferstehung) und die Kirchengeschichte („Heliand“; die erotische Sprache der Mystik; Lichtmetaphorik des Mittelalters) weist K. auf, dass Sprachlosigkeit angesichts bedrängender Erfahrungen in Grenzsituationen für die Gottesrede signifikant ist – und notwendige Voraussetzung dafür, dass Glaube wieder neu zur Sprache kommt. Dabei konzentriert sich die Auswahl im Bereich der Kirchengeschichte auf drei markante Wendepunkte: die Überschreitung der sächsischen Kultur ins Christentum hinein, die Armutsbewegung mit ihren Gottesfragen und die Wichtigkeit der Mystik für die scholastische Wissenschaft. Dies ist von besonderer Bedeutung, da sich der Umbruch in unserem 21. Jh. in einer vergleichbaren Größenordnung und Intensität bewegt, auch was das Ausmaß der Sprachlosigkeit in der Rede von Gott angeht. So schmerzhaft die gegenwärtige Erfahrung auch ist, mit dem reichen Sprachschatz der Kirche in Händen sprachlos zu werden und die junge und mittlere Ge-

neration nicht mehr zu erreichen, so muss dies keineswegs Anlass zum Pessimismus geben, sondern kann ein Anzeichen dafür sein, dass etwas Neues aufbrechen will.

K. benennt im dritten Teil unsere Kultur als postsäkular, d.h. sie versteht sich zwar nicht religiös, hat aber für religiöse Fragen ein offenes Ohr. Es gibt Orte, an denen sich die notwendige Grenzüberschreitung in der Sprachfähigkeit der Theologie bereits ereignet, und von diesen werden exemplarisch drei näher betrachtet: die christliche Friedensbewegung („Schwerter zu Pflugscharen“!), die die Wende im Herbst 1989 herbeiführte, und das Weiterwirken dieser Stimme des Friedens als Inkarnation des Wortes Gottes in der Zeit danach; die Debatte um weibliche Gottesmetaphern, die notwendig wurde als Korrektiv der patriarchal besetzten Metapher vom Vater, mit der faszinierenden Erfahrung des im Verstummen Erhörtwerdens zum Reden; die verschwiegene Gottesrede in der Literatur am Beispiel Ingeborg Bachmanns, die den präsent setzt, aber nicht beim Namen nennt, von dem sie das Wort erbittet, das aus dem Verstummen befreit.

Im abschließenden (und gleichzeitig Perspektiven eröffnenden) Ausblick wird noch einmal deutlich, was das gesamte Buch durchzieht: Theo-Logie als Gottesrede braucht ein ausgeprägtes und mutiges Gespür für das Heute, für die Orte, wo Menschen verstummen.

Es ist ausgesprochen spannend und bewegend, dieses Buch aus der Perspektive einer Krankenhausseelsorgerin zu lesen, die es immer wieder mit dem Verstummen, dem eigenen und dem anderer Menschen, zu tun hat angesichts der Not des Krankseins und des Sterbens. Wenn die bisher überlieferte, gebräuchliche Rede von Gott nicht mehr trägt, gilt es oft genug, das Schweigen auszuhalten oder behutsam tastend zu sprechen – um die Leerstelle offen zu halten, die einen Raum öffnen kann für das Geheimnis des Lebens, das in solchen Augenblicken am intensivsten erfahrbar wird. Dies positiv als einen Ort begreifen zu können, in dem Gott neu ins Wort kommen will, hat etwas sehr Befreiendes. Und: Nicht ich „muss es machen“, sondern es ist Initiative Gottes. Provokant lässt sich vielleicht auch formulieren: Wenn wir professionelle Theologen und Theologinnen öfter einmal den Mund hielten und uns dem

Schweigen aussetzen, bevor wir reden, käme das Geheimnis Gottes womöglich wieder mehr zu Wort und ins Wort. Insofern müsste dieses Buch Pflichtlektüre für all diejenigen werden, die von Berufs wegen von Gott reden, um die Notwendigkeit des auch schmerzenden Schweigens zu erkennen. Und es ist zugleich ein Hoffnungsbuch für all diejenigen, die immer schon ihre liebe Not mit der gewandten Rede von Gott hatten und sich als unfähige Stammer ansehn – vielleicht sind sie dem Geheimnis des Lebens mehr auf der Spur, als man ihnen immer gesagt hat.

Elfriede Munk

Reiner KUNZE, *Bleibt nur die eigne Stirn. Ausgewählte Reden*. Stuttgart: Radius Verlag 2005. 199 S., ISBN 3-87173-306-7, geb., € 18,00.

„Das Wort muß den Menschen mitbringen, aus dessen Mund es kommt“, so sagte Reiner Kunze vor knapp zwei Jahren in einem Interview. In seinen „Ausgewählten Reden“, die der Dichter zwischen 1977 und 2004 bei den verschiedensten Anlässen gehalten hat, wird er dieser Forderung in überzeugender Weise gerecht. Der Bogen der hier zusammengestellten kurzen Texte ist weit gespannt: Da kann es einmal um die Qualität eines österreichischen Rundfunksenders (65–71), ein anderes Mal um die Tücken der Naturfotografie (155–162) und schließlich um den „Kulturbruch“ (192) der Rechtschreibreform gehen (187–196). Immer wieder zitiert K. eigene und fremde Gedichte, schafft damit geistreiche und anregende Unterbrechungen und verleiht seinen Reden sprachlichen Tiefgang.

Stets kann der Leser spüren, dass K. hinter dem steht, was er sagt. Das gilt nicht nur für die zahlreichen autobiografisch gefärbten Passagen, in denen er von leidvollen Erfahrungen mit dem DDR-Regime erzählt und zuweilen auch Einzelheiten seiner familiären Geschichte andeutet. Der Dichter bezieht Stellung zu ästhetischen und politischen Problemen, die sich seines Erachtens nicht trennen lassen. „Das Gedicht ist stets auf existentielle Wahrheit aus“ (47). Es besitzt eine eminent soziale und politische Relevanz, weil es sich jeder Gleichmacherei, jedem ideologischen Kalkül, jeder bloßen Nütz-

lichkeitserwägung verschließe. Dennoch besteht die Gefahr, dass auch Lyrik instrumentalisiert wird, wie K. in der kritischen Auseinandersetzung mit Schüler- und Lehrer-Interpretationen eigener Werke zeigen kann (57–63).

Mit feiner, zuweilen melancholischer Ironie deckt er Schwachstellen der bundesrepublikanischen Gesellschaft, ihres Kulturbetriebes und ihrer politischen Umgangsformen auf. Gleichzeitig hält der Dichter ein Plädoyer für „das Schöne“ (95ff.), dessen Erfahrung einen wesentlichen Beitrag zur Qualität menschlicher Existenz leiste. Wegen seiner ständigen Bedrohung durch Ignoranz und durch die Diktatur der Effektivität sei eine besondere ästhetische Sensibilität gefordert, die sich vor allem im verantwortlichen Umgang mit Sprache erweisen müsse. Religiöse Themen werden in den Reden, ähnlich wie in K.s Lyrik, nur am Rande berührt, wenn er etwa Metaphern wie „gekreuzigte Vögel“ (29) prägt oder den Verleger Toni Pongratz als einen Menschen würdigt, der „zu jener Minderheit von Christen [gehört], an die ich glaube“ (113). Ist „Bleibt nur die eigne Stirn“ dennoch ein geistliches Buch? Ja und nein. Sicher liegt hier kein Werk vor, das im engeren Sinne als religiös zu bezeichnen wäre, das Texte zur Betrachtung und Erbauung liefern könnte. Aber die Reden des Dichters lassen sich als ein Einüben in das verstehen, was der Philosoph Josef Pieper einmal „Zustimmung zur Welt“ genannt hat: eine Haltung, die aus der Annahme der Wirklichkeit, so wie sie ist, zu dankbarer Freude gelangt. K. will „die eigene Existenz und die Existenz der anderen gesteigert wahrnehmen“ (185) und stößt dabei immer wieder zu einer Weltsicht durch, die das Wesentliche berührt: „wo Welt ist, ist Gott – sei es Gott, der die Welt erschaffen hat, oder Gott, den der Mensch sich geschaffen hat, damit er die Welt aushält“ (173). K.s Reden sind nicht nur intellektuell, sondern auch geistlich überzeugend, weil sie „den Menschen mitbringen, aus dessen Mund sie kommen.“

Stephan Lüttich

Willi LAMBERT, Melanie WOLFERS (Hrsg.), *Dein Angesicht will ich suchen. Sinn und Gestalt christlichen Betens*.

Freiburg: Herder 2005. 222 S., ISBN 3-451-28549-5, geb., € 16,90.

In einer Zeit spiritueller Unübersichtlichkeit thematisieren die Beiträge dieses Bandes das christliche Beten. Sie wollen es in geistlicher Unterscheidung bedenken und von anderem Beten und anderer Spiritualität abgrenzen. Das Buch bietet reflektierte Praxis auf gehobenem spirituellen und theologischen Niveau, dennoch größtenteils gut verständlich, ohne Polemik, unaufgeregt und mit Blick auf das Wesentliche. Naturgemäß überzeugen die 15 Beiträge nicht alle in gleicher Weise; die den Rezensenten besonders ansprechenden seien knapp vorgestellt:

Andreas Knapp zeigt in seinem Grundsatztartikel auf, wie christliches Beten von den beiden Extremen der Selbstsucht und der Selbstflucht befreit und in ein Beziehungsgeschehen führt, in dem sowohl die Annahme wie die Hingabe des Selbst einen Platz erhalten und zur Einheit finden. *Carlo Martini* verankert christliches Beten in der Heiligen Schrift und macht diese fruchtbar für den Beter. *Andreas R. Batlogg* thematisiert ausdrücklich die Bedeutung Jesu Christi für das Gebet. Ausgehend von häufig empfundenen Problemen mit dem Bittgebet, stellt *Hans Schaller* in eindrucksvoller Weise seine Bedeutung und Würde vor. Leidenschaftlich setzt sich *Martha Zechmeister* für das Klagegebet ein, besonders in ausweglosen Situationen von Leid und Unrecht. *Josef Maureder* beschreibt, wie Gebet auf die Psyche des Menschen wirkt, sie heilt und zu wahren Menschsein befreit. Ethische Aspekte behandelt *Melanie Wolfers*: Sie zeigt auf, wie Beten und christliches Handeln zusammenhängen und einander befruchten.

Durch alle Beiträge zieht sich ein diskreter und angenehmer, nicht enger oder exklusiver ignatianischer Akzent, wohl aus der Erfahrung heraus, dass die Gebetsweise und Pädagogik des Begründers der Exerzitien für heutige Gottsucher in besonderem Maß hilfreich ist. Unter den Autoren finden sich in gelungener Mischung prominente und neue, alte und junge, Frauen und Männer, Ordensleute und Laien. Ihre Beiträge konvergieren in dem immer durchgehaltenen christologischen Akzent, der sich – eher unausdrücklich als allzu direkt – klar gegenüber weltloser Esoterik, asiatischer Wortlosigkeit und in-

terreligiöser Beliebigkeit abgrenzt. Da der Buchmarkt heute einerseits von allzu populistisch Seichtem, andererseits von allzu hochgezüchteter Wissenschaft beherrscht wird, kann man einem solchen Fachbuch, das niveauvoll und verständlich Wesentliches bietet, nur ein gutes Publikum und eine weite Verbreitung wünschen.

Stefan Kiechle SJ

Jolana POLAKOVA, *Betroffen von dir. Reflexionen über die dialogische Gotteserfahrung*. Mit einem Nachwort von Bernhard Casper. Aus dem Tschechischen übers. von Karl Riha und Leopoldine Steininger. München, Zürich, Wien: Verlag Neue Stadt 2004. 80 S., ISBN 3-87996-635-4, kart., € 12,90.

Der Untertitel „Reflexionen“ charakterisiert treffend den formalen Aufbau des Büchleins: Es besteht aus kleinen argumentativen Einheiten, die jeweils um bestimmte Begriffe kreisen. Diese Vorgangsweise liegt im zentralen Anliegen der Autorin begründet. Eine systematische philosophische Theologie zu entfalten würde dem entsprechen, was sie als „monologisches Denken“ oder „monologische Philosophie“ bezeichnet und gegen das „dialogische Denken“ abgrenzt. Dieses ist nicht deckungsgleich mit einer personal-dialogischen Philosophie, sondern als ein Denken Gottes zu verstehen, das auf den Gedanken hin offen ist. Eine solche Philosophie kann dann von Gott nicht als „er“, sondern immer nur als „du“ reden. Freilich zeigen sich dabei auch die Grenzen einer solchen Gottesrede, etwa dass die Reflexionen stets den Charakter der Andeutung oder des Unfertigen an sich tragen.

Das erste Kapitel ist überschrieben mit „Gott“ und behandelt fünf Begriffe: „Zumutende Anziehung“, „Verborgenheit“, „Nähe“, „Heiligkeit“, „Liebesfülle“. Grundlegende Fragen nach der Struktur von Beziehung stehen im Vordergrund. Dabei wird auch deutlich, wie schwierig das Zueinander der Dialogpartner ist, wie sehr von Widersprüchen und Unzulänglichkeiten gezeichnet, insbesondere im Dialog des Menschen mit Gott. Darin mag sich u.a. die „authentische Erfahrung“ (77) widerspiegeln, die Bernhard Casper im Nachwort als besonde-

res Merkmal von P.s Philosophieren hervorhebt.

Das zweite Kapitel trägt den Titel „Der Dialog mit Gott und die Philosophie“ und kreist um „Gott“, „Erkennen“, „Mensch“, „Das Gute und das Sein“. Insbesondere im letzten Abschnitt, der gemeinsam mit dem Abschnitt „Liebesfülle“ (vgl. 1. Kap.) so etwas wie eine kleine Theodizee darstellt, wird eine der Grundschwierigkeiten moderner Philosophie mit der Gottesfrage deutlich. Gott scheint als Einziger in sich einen Wert zu tragen, denn: „Das Sein selbst an sich ist ethisch neutral und vielfach gestaltbar“ (64). Das steht nun im Widerspruch zur klassischen Metaphysik, bringt aber gut das Dilemma einer heute durchaus aktuellen Seinsvergessenheit zum Ausdruck, die durch die Erfahrung von Unterdrückung im Kommunismus noch verstärkt worden sein mag: Um Werte in der Welt aufzuspüren, bedarf es eines Dialogpartners, der solche Werte in sich trägt und sie mit dem anderen teilt. Die Welt selbst ist „wert-los“. Ein solches Denken hat verheerende Folgen – für die Gesellschaft, die immer mehr sich in subjektive Einzelinteressen auflöst, für die Umwelt, die zum Selbstbedienungsladen der eigenen Verwirklichung verkommt, für den Nächsten, der nur Mittel zum eigenen Zweck wird. Umgekehrt heißt das für die Theodizee: Alles Übel in der Welt geht auf die menschliche Freiheit zurück. Und so formuliert P. die Frage der Theodizee auch um: „Warum lässt Gott auch *mich* andern Leid zufügen?“ (50). Gegen diese fast gnostisch anmutende Zerrissenheit wäre ein Verweis auf den Optimismus christlicher Schöpfungstheologie angebracht, die das grundsätzliche Gutsein von allem, was ist, an der Erschaffung durch Gott festmacht.

Wenn P. von „Gott“ spricht, geht sie bewusst von einem höchst allgemeinen, zugleich aber darin in größtem Maße für jede eigene Gotteserfahrung offenen Begriff aus. Ihr Anliegen ist zuerst die bewusste und intensive Suche nach Gott, von da her wird von ihr jede Religion zunächst einmal positiv bewertet. Dass aber tatsächlich nur das Christentum den Raum für eine dergestalt reflektierte Gottesbeziehung eröffnet, dass es „eine sehr durchgearbeitete Grundlage gerade zum personalen Dialog mit Gott darstellt und diesem Dialog gegenüber sehr sensibel sein

kann“ (38), wird als persönliche Schlussfolgerung am Ende des zweiten Kapitels ausgesprochen. Die Sittlichkeit erscheint dann als erfüllt, „wenn wir nämlich als die einzig mögliche äußerste Norm des *christlichen* Lebens das sich schenkende Leben Jesu Christi begreifen“ (68). Das dritte Kapitel, „Philosophie und Christentum“, geht als eine Art Nachwort kurz auf das Verhältnis von Christentum und Philosophie ein.

Auf hohem Niveau zeigt P. einen souveränen und freien Umgang mit der Philosophie, die ihre ureigenste Profession darstellt. Damit findet sie einen philosophischen und persönlichen Zugang zur Fragestellung, der sich durch große Weite auszeichnet. Unter diesen Voraussetzungen verwundert es nicht, dass die Ausführungen sehr anregend und manchmal auch befremdend sind. Gerade diese Spannung ist es, die das Büchlein wertvoll macht.

Hubert Ph. Weber

Michaela PUZICHA, *Benedikt von Nursia begegnen* (Zeugen des Glaubens). Augsburg: Sankt Ulrich Verlag 2004. 173 S., ISBN 3-936484-38-4, kart., € 11,90.

Alles, was wir über den „Baumeister und Vater des christlichen Abendlandes“ Benedikt von Nursia wissen, ist uns durch Gregor d. Gr. überliefert, der im 2. Buch seiner „Vier Bücher der Dialoge“ eine Lebensbeschreibung des Abtes vom Montecassino gibt. Gregors Vita ist keine „historische Biographie einer bekannten Persönlichkeit“ (17) im neuzeitlichen Sinne, sondern ein geistliches Bild, das „Benedikts Weg zu Gott ... seine geistliche Entwicklung, seinen Aufstieg über viele Wegstrecken bis in das Paradies“ (18) nachzeichnet. Diesem Weg folgt P. ihrerseits vom Aufbruch aus Rom über die einzelnen bei Gregor genannten Stationen (28–36), stellt die Personen vor, die Benedikt begleiteten (37–44) und zeichnet die Anfechtungen nach, denen er ausgesetzt war (44–47). Dem äußeren und inneren Weg Benedikts entspricht die zunehmende Bedeutung, die er als „Helfer der Menschen“ (48–62) durch sein „Leben im Geist Jesu Christi“ (63–73) gewinnt.

Im zweiten Teil des Buches (76–162) kommt Benedikts Regel zur Sprache. Sie

wird zunächst in ihren historischen Kontext eingeordnet (78–85) und inhaltlich ihrem Aufbau folgend vorgestellt (86–97), ehe uns ihr geistlicher Gehalt näher gebracht wird. Sie erweist sich als „biblisches“ Buch, als Auslegung der Bibel „in die konkrete Situation der Gemeinschaft hinein“ (98). P. kommentiert die Regel – ihrem Aufbau folgend – unter den Aspekten „Gemeinsames Leben“ (101–109), „Die Leitung des Klosters“ (110–117), „Ora et labora?“ (118–126). Im anschließenden Kapitel geht es um monastische Grundhaltungen wie Gehorsam, Schweigen, Demut, Herzensweite, Freude, Bereitschaft (127–135); besonders hervorgehoben werden die *discretio*, die Gabe der Unterscheidung und Umsicht, als unabdingbare Grundlage des Klosterlebens (136–143) gemäß der Schrift: „Jedem wurde soviel zuteil, wie er nötig hatte ...“ (die Regel ergänzt: „Wohl aber nehme man Rücksicht auf Schwächen ...“; 34,1.2) und das Charisma der Gastfreundschaft (144–149). „Programmatisch“ setzt Benedikt in Regel 53,1 „das Wort aus der Gerichtsrede des Matthäusevangeliums über das Kapitel: ‚Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen‘ (Mt 25,35). Gastfreundschaft ist eine der Einlaßbedingungen in das Himmelreich und Ort der Begegnung mit dem lebendigen Christus im Gast“ (144). Ein kurzes Kapitel (150–156) geht der Frage nach, wie man Mönch wird und was dieser zu tun verspricht: Beständig-

keit, persönliche Umkehr, Glaubens- und Lebensgehorsam als entscheidendes Kriterium monastischer Existenz auf dem Weg der Gottsuche. Zusammenfassend charakterisiert P. die Benediktusregel als „ein Christusbuch“ (157–162): „Die Formulierung: ‚Der Liebe Christi nichts vorziehen‘ (Benediktusregel 4,21) gehört zu den stärksten in der Alten Kirche“ und hat ihre Wurzel im Nachfolgespruch Mt 10,37, sie „gründet auf der Bereitschaft zur bedingungslosen Nachfolge mit all ihren Konsequenzen“ (158). Im Vertrauen auf die Hilfe des „immer und überall gegenwärtigen Gottes“ geht der Mönch auf Gott zu: *itur ad Deum*.

In einer „unendlichen Wirkungsgeschichte“ zeichnet P. schließlich die Geschichte des benediktinischen Mönchtums bis in unsere Tage nach (163–168); es folgt ein Verzeichnis von Quellen sowie Kommentaren und Literatur zu Benedikt und Gregor (169–173). Etliche Fehler, über die man beim Lesen stolpert, sollen nicht am Ende stehen, da sie den Wert des Buches nicht wirklich beeinträchtigen; in der Tat darf man nämlich konstatieren: Hier begegnet der Leser in der Heranführung an seine Regel auch dem Menschen Benedikt von Nursia, seiner Suche und seinem Weg *ad Deum*. Nicht nur dem anfänglich Suchenden möchte ich daher die Lektüre empfehlen.

Norbert M. Borengässer

In Geist und Leben 2 – 2007 schrieb:

Michaela Ch. Hastetter, geb. 1971, Dr. theol., Mitglied des Kath. Säkularinstituts Cruzadas de Santa Maria, wiss. Assistentin am Inst. für Pastoraltheologie der Universität München. – Interdisziplinäre Studien zu Musik und Theologie.

Michael Hettich, geb. 1971, Dipl. theol., Priester, wiss. Assistent am Inst. für Praktische Theologie der Universität Freiburg.

Peter Hans Kolvenbach SJ, geb. 1928, Dr. phil., Prof. em. für Philosophie, seit 1983 Generaloberer der Gesellschaft Jesu.

Karl Lehmann, geb. 1936, DDR., Prof. für Katholische Dogmatik, Theologische Propädeutik und Ökumenische Theologie, seit 1983 Bischof von Mainz, 2001 Erhebung zum Kardinal.

Stephan Lüttich, geb. 1974, Dr. theol., Priester der Diözese Hildesheim. – Theologie und Literatur, biografische Theologie, Liturgie.

Klaus Vechtel SJ, geb. 1963, Dr. theol., Spiritual am Collegium Germanicum et Hungaricum, Rom. – Spiritualität, Dogmatik.

„Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht“ (Joh 12,24). Der Herr deutet damit seinen ganzen irdischen Weg als Weg des Weizenkorns, der nur durch den Tod hindurch zur Frucht führt. Er deutet sein irdisches Leben, sein Sterben und Auferstehen auf die heiligste Eucharistie hin, in der sein ganzes Geheimnis zusammengefasst erscheint. Weil er seinen Tod als einen Akt der Hingabe, der Liebe, vollzogen hat, darum ist sein Leib in das neue Leben der Auferstehung hinein verwandelt worden. Darum ist er, das fleischgewordene Wort, nun unsere Nahrung zum wirklichen, zum ewigen Leben hin. Das ewige Wort – die schöpferische Kraft des Lebens – ist vom Himmel herabgestiegen und so wirklich „Manna“ geworden, Brot, das sich den Menschen in Glaube und Sakrament mitteilt. So wird Kreuzweg zu einem Weg ins eucharistische Geheimnis hinein: Die Volksfrömmigkeit und die sakramentale Frömmigkeit der Kirche verbinden sich und gehen ineinander. Das Beten des Kreuzwegs ist so verstanden als ein Weg in die innere, geistliche Kommunion mit Jesus hinein, ohne die die sakramentale Kommunion leer bliebe. Der Kreuzweg erscheint als „mystagogischer“ Weg.

Herr Jesus Christus, du hast für uns das Geschick des Weizenkorns auf dich genommen, das in die Erde fällt und stirbt, um so reiche Frucht zu tragen (Joh 12,24). Du lädst uns ein, dir nachzufolgen auf diesem Weg, wenn du uns sagst: „Wer an seinem Leben hängt, verliert es; wer aber sein Leben in dieser Welt gering achtet, wird es bewahren bis ins ewige Leben“ (12,25). Wir aber hängen an unserem Leben. Wir wollen es nicht weggeben, sondern ganz für uns selber haben. Wir wollen es besitzen, nicht hingeben. Du aber gehst uns voraus und zeigst uns, dass wir das Leben nur gewinnen, indem wir es geben. Im Mitgehen auf deinem Kreuzweg willst du uns auf den Weg des Weizenkorns mitnehmen, der der Weg zur Fruchtbarkeit ist, die in die Ewigkeit hineinreicht. Das Kreuz – das Geben unserer Selbst – lastet schwer auf uns. Aber du hast auf deinem Kreuzweg auch mein Kreuz getragen – nein, du hast es nicht irgendwann in der Vergangenheit getragen, denn deine Liebe ist meinem Leben gleichzeitig.

Jesus wandte sich zu ihnen um und sagte: Ihr Frauen von Jerusalem, weint nicht über mich; weint über euch und eure Kinder! Denn es kommen Tage, da wird man sagen: Wohl den Frauen, die unfruchtbar sind, die nicht geboren und nicht gestillt haben. Dann wird man zu den Bergen sagen: Fallt auf uns!, und zu den Hügeln: Deckt uns zu! Denn wenn das mit dem grünen Holz geschieht, was wird dann erst mit dem dürren werden? (Lk 23,28–31).

Herr, du hast zu den weinenden Frauen von der Buße gesprochen, von den Tagen des Gerichts, in denen wir vor deinem Antlitz, dem Antlitz des Weltenrichters stehen werden. Du rufst uns heraus aus der Verharmlosung des Bösen, mit der wir uns selbst beschwichtigen, um ruhig so weiterleben zu können. Du zeigst uns den Ernst unserer Verantwortung, die Gefahr, im Gericht schuldig und fruchtlos gefunden zu werden. Hilf uns, dass wir nicht bloß klagend oder mit Reden neben dir hergehen. Bekehre uns und gib uns neues Leben; lass uns nicht am Ende als dürres Holz dastehen, sondern lebendige Zweige an dir, dem wahren Weinstock, werden und Frucht tragen für das ewige Leben (vgl. Joh 15,1–10).

Via Crucis al Colosseo, Karfreitag, 25. März 2005. Meditationen und Gebete von Benedikt XVI./Joseph Kard. Ratzinger (* 16. April 1927); Einführung, Vorbereitungsgebet u. Achte Station [mit Auslassungen]. Texte © 2005 Libreria Editrice Vaticana; s. Ders., *Der Kreuzweg unseres Herrn*. Freiburg, Basel, Wien: Herder 2006, 7f. 11f. 42–44.